

Michael Hübner

Die Kunst zu morden

Leseprobe

Thriller

Copyright © 2014 by Michael Hübner

info@michaelhuebner.de

Vertreten durch:

Dr. Harry Olechnowitz

Autoren- & Verlagsagentur

Fritschestraße 68

10585 Berlin

E-Mail: olechnowitz@agentur-olechnowitz.de

www.michaelhuebner.de

Umschlagillustration

Hintergrund: © oly5 – Fotolia.com

Auge: © Black Spring – Fotolia.com

Schnitte: © Sweet Lana – Fotolia.com

Diese Geschichte ist frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden
Personen wären rein zufällig.

PROLOG

Der Gestank wurde zunehmend intensiver, je näher sie dem Gästehaus kam. Ein süßlicher, beißend fauliger Geruch, der den gesamten Innenhof ihres Anwesens einnahm und mittlerweile auch das Haupthaus erreicht hatte. Zunächst war Monica Wirth von einem Marder ausgegangen, der in einer Ecke verendet war und nun das eindringliche Parfüm der Vergänglichkeit versprühte. In einer ländlichen Umgebung wie dieser war das keine Seltenheit. Doch der Gestank war viel zu intensiv für einen Kadaver dieser Größe. Und das einzige Tier, das der ehemalige Bauernhof seit dem Umbau noch beherbergte, war ihr Hund Tommy, ein Labradorrüde, der sich jedoch bester Gesundheit erfreute. Seit sie am vorherigen Abend auf das Anwesen zurückgekehrt waren, hatte Tommy keine Ruhe mehr gegeben. Auch jetzt sprang er an der Fassade des Gästehauses empor und kläffte lautstark die Fenster an.

Seit ihr Mann vor drei Jahren gestorben war, lebte Monica Wirth allein am südlichen Rand des Westerwaldes. Aus diesem Grund hatte sie einen Teil des Gästehauses, das aus den ehemaligen Stallungen entstanden war, an einen jungen Künstler vermietet. Eigentlich war es mehr eine Übereinkunft. Da sie finanziell abgesichert war, erhob sie nur eine geringe Miete. Dennoch hatte sie es anfangs schwer gehabt, einen Bewerber auf ihre Anzeige zu finden. Niemand von den jungen Leuten wollte heutzutage auf dem Land wohnen, wo es weder lohnende Jobs noch ausreichend Unterhaltung gab. Umso erfreuter war sie über Sebastian Breuer gewesen, ein fünfunddreißigjähriger Bildhauer, der sich bereits einen Namen in der Kunstszene gemacht hatte. Für ihn bot diese

Abgeschiedenheit genau die richtige Voraussetzung für seine Arbeit, wie er betonte.

»Aus Tommy!«

Der Hund gehorchte, gab aber ein leises Winseln von sich, während er weiterhin die hinteren Fenster des Gästehauses anstarrte, die zum Teil gekippt waren und aus denen offensichtlich dieser penetrante Gestank entwich.

Sie versuchte, einen Blick in das Innere zu werfen, doch die Gardinen versperrten ihr die Sicht. Der Gestank war nun unerträglich und schien seinen Ursprung eindeutig im Haus zu haben. Sie klopfte an das Fenster.

Keine Reaktion.

Als sie die Eingangstür erreichte, fiel ihr der Rasen hinter dem Gästehaus auf. Gras und Unkraut ragten knöchelhoch empor. Seit sie vor zehn Tagen mit einer Freundin zu einem Urlaub an die Ostsee aufgebrochen war, schien sich niemand mehr um die Grünflächen gekümmert zu haben. In den acht Monaten, in denen Breuer nun hier wohnte, war dies noch nie vorgekommen. Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihrem Magen breit.

Nach mehrmaligem Betätigen der Klingel zog sie die Zweitschlüssel für das Haus aus der Tasche ihres Ralph-Lauren-Blazers und öffnete die Tür.

»Tommy, halt!«, schrie sie, doch dieses Mal gehorchte der Hund nicht. Er stürmte geradewegs den langen Flur entlang zu dem dahinterliegenden Anbau. Die Tür dort war nur angelehnt, sodass sie nachgab, als Tommy dagegen sprang.

Mit vorgehaltener Hand ging Monica Wirth durch den Flur und spähte zu beiden Seiten in die anliegenden Räume. »Herr Breuer? Sind Sie da?«

Keine Antwort. Nur dieser Gestank nach Fäulnis und Tod.

Die Zimmer waren spartanisch eingerichtet. In den meisten herrschte kreatives Chaos. Kleidung, die auf dem Boden verteilt lag.

Skizzen und Notizen an Wänden und auf Tischen. Nicht ungewöhnlich für einen Künstler. Dann entdeckte sie das Blut. Es hatte sich in Form kleinerer Tropfen auf dem Boden verteilt und war bereits geronnen, sodass es fast schwarz wirkte. Dutzende von Fliegen schwirrten auf, als sich Monica Wirth näherte. Sie unterdrückte einen Schrei und wollte schleunigst nach draußen laufen. Doch dann hörte sie das Bellen.

Tommy!

Ängstlich sah sie zu der Tür am Ende des Flurs, an der die Blutspur endete. Sie hatte sich durch den Schwung fast wieder geschlossen. Dahinter befanden sich die ehemaligen Stallungen des Hofes, die nun als Lager und Garage dienten. Der vordere, abgetrennte Teil der umgebauten Halle gehörte noch zum Gästehaus. Breuer nutzte den Raum als Atelier. Er hatte ihr dort schon einmal seine Arbeiten gezeigt. Sie besaß nicht viel Kunstverständnis, doch war ihr sofort die grazile Anmut seiner Figuren aufgefallen, die er hauptsächlich aus Draht, Metall und Gips formte. Abstrakte Plastiken, die der zweckmäßigen Halle beinahe den Hauch einer Kunstgalerie verliehen.

Von dort kam das Kläffen.

Gegen ihre Fluchtinstinkte ankämpfend, bewegte sich Monica Wirth auf das Ende des Flurs zu. Als sie dort ankam, war es ihr kaum noch möglich zu atmen. Sie presste sich nun regelrecht die Hand vor Mund und Nase und unterdrückte den Brechreiz, der ihren Magen schmerzhaft verkrampfte. Als sie die Tür öffnete, erklang ein leises Knarren, das durch die hohen Wände der dahinterliegenden Halle verstärkt wurde.

Fliegen.

Es waren so viele, dass sie eine dunkle Wolke bildeten. Sie schlug um sich, bis der dunkle Schleier sich zu lichten begann. Was sich ihr anschließend offenbarte, ließ ihr Herz für einige Sekunden

aussetzen. Das Bild, das die Polizeifotografen in Kürze schießen würden, brannte sich in ihre Netzhäute.

Mehrere Skulpturen bevölkerten den Raum. Doch sie bestanden nicht aus Ton oder Gips. Es waren Körperteile verschiedener Menschen, die auf Metallskeletten zu bizarren Kunstwerken zusammengefügt worden waren. Männer und Frauen unterschiedlichen Alters, deren Haut an manchen Stellen bereits faulig und zerfressen war. Etwa zehn Sekunden lang eröffnete sich ihr dieser grausame Anblick. Dann verdichtete sich die dunkle Wolke aus Fliegen wieder, senkte sich zurück auf das faulige Fleisch, aus dem sie geschlüpft war und von dem sie sich begierig ernährte. Dabei verliehen ihre Bewegungen den Skulpturen ein abartiges Eigenleben, als wären sie pulsierende, reptilienartige Geschöpfe aus der Hölle.

Tommys Kläffen war mittlerweile verstummt. Er war nur wenige Meter entfernt und machte sich an dem Bein einer Skulptur zu schaffen, leckte über die faulige Haut, bis sie sich ablöste.

Erbrochenes schoss zwischen Monica Wirths Fingern hindurch. Heftiger Schwindel überfiel sie, ließ jegliche Orientierung verschwinden. Sie wollte schreien, ihrem Entsetzen ein Ventil verschaffen, doch der Druck, der sich im Inneren ihrer Brust aufbaute, hinderte sie am Atmen.

Mühsam tastete sie sich an der Wand den Flur entlang. Der Druck nahm zu, raubte ihr jegliche Kraft. Sie schaffte noch einige Schritte, als sie den Hof erreicht hatte. Dann fasste sie sich an ihre mächtige Brust und glitt ohnmächtig zu Boden. Als Tommy kurz darauf zu ihr stieß, hatte ihr Herz endgültig aufgehört zu schlagen.

TEIL EINS

KAPITEL 1

Künstlerpech

Frustriert saß Mark Ritter vor dem Bildschirm seines Laptops und studierte die Rezensionen im Internet. Sein neues Buch kam nicht besonders gut darin weg. Die Verkaufszahlen bewegten sich dementsprechend im unteren Bereich. Somit dürfte die nächste Tantiemenabrechnung nicht einmal annähernd an die Garantiesumme heranreichen, die man ihm vorab für sein Manuskript gezahlt hatte. Und das wiederum bedeutete, er musste sich bald wieder nach einem Job umsehen und hatte weniger Zeit zum Schreiben. Eine Vorstellung, bei der sich ihm der Magen umdrehte.

Sein Blick schwenkte auf das gerahmte Foto auf dem Schreibtisch. Es zeigte eine Frau im mittleren Alter. Ihr braunes, stufig geschnittenes Haar fiel ihr glatt bis hinter die Schultern und rahmte ihr zierliches Gesicht, dessen Lächeln ihren lebenslustigen Charakter wiedergab. Dabei hatte sie zum Zeitpunkt der Aufnahme bereits gewusst, dass sie todkrank war.

»Du warst so stolz auf mich«, sprach er zu seiner verstorbenen Frau, während er sich daran erinnerte, wie Jenny mit einer Flasche teurem Rotwein vor ihm gestanden und ihn mit genau diesem Lächeln angestrahlt hatte. An jenem Tag, vor zweieinhalb Jahren, als seine Welt noch in Ordnung war und er sich einredete, vor ihm läge eine vielversprechende Karriere als Schriftsteller. Sein Agent hatte damals das erste Manuskript an einen großen Publikumsverlag verkauft, was ihm eine beachtliche Summe eingebracht hatte. Die Euphorie von Verlagsseite aus war groß gewesen, und es wurden im

Vorfeld viele Versprechungen gemacht, die schnell vergessen waren. Trotz aller Vorschusslorbeeren und guter Kritiken hatte es sein erster Roman bestenfalls zu einem Achtungserfolg gebracht, was in der Literaturbranche die verschlüsselte Bezeichnung für »unter den Erwartungen« war. Diese Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie schwierig es war, sich an einem Markt zu behaupten, der hauptsächlich auf Altbewährtes setzte.

Seit drei Monaten war sein zweiter Roman auf dem Markt. Auf stattliche neun Rezensionen hatte er es in dieser Zeit gebracht. Es gab tatsächlich Gartenstühle, die mehr Beachtung gefunden hatten. Sieben dieser Bewertungen waren positiv ausgefallen. Bei den letzten beiden hatte er weniger Glück gehabt. Jemand mit dem Pseudonym Thrillerbabe bemängelte, ihr sei die Geschichte viel zu blutrünstig. Bei einem Buch mit dem Titel *Blutrausch* war das natürlich ein naheliegendes Kriterium. Des Weiteren könne sie die vorherigen positiven Meinungen nicht nachvollziehen und ginge davon aus, dass sie von Freunden und Bekannten des Autors stammen. Mark hatte eigentlich nur noch einen wirklichen Freund. Und der war ihm zu wertvoll, um ihn für solch eigennützige Zwecke zu missbrauchen. Der jüngste Eintrag lag sechs Stunden zurück. Ein Mann namens Peter Winczewski aus Köln gab an, dass er mit dem Schreibstil des Autors nicht zurechtkam. Außerdem hielt er die Geschichte für Schund und rief zum Boykott des Buches auf. Einen genauen Grund dafür nannte er nicht. Auch auf die Handlung der Geschichte ging er nicht näher ein. Dazu reichten die drei Sätze nicht aus, die er verfasst hatte, und die mit ihrer dilettantischen Wortwahl die literarische Arbeit von zwölf Monaten zunichtemachten.

Was war es doch für ein unendlicher Spaß, ein Schriftsteller zu sein!

Ernüchtert rieb er sich die Augen. »Warum tue ich mir das überhaupt an?«

Er bezog diese Frage nicht allein auf das Sichten dieser gehaltlosen Kommentare, die eher einer kritischen Betrachtung bedurft hätten. Schon oft hatte er sich die Frage gestellt, warum es ausgerechnet das Schreiben sein musste? Wieso konnte er sich nicht zum Handwerker oder Versicherungskaufmann berufen fühlen? Bodenständige Tätigkeiten, die ihm ein regelmäßiges Gehalt versprachen und eine gewisse Sicherheit garantierten. Doch ihn hatte es immer zum Schreiben hingezogen, auch wenn es ihm gelegentlich schwerfiel. Aus irgendeinem Grund war es das Einzige, was er tun wollte. Doch jetzt, mit 38 Jahren, stellte er diese Berufung zum ersten Mal infrage.

Erneut schwenkte sein Blick auf das gerahmte Bild neben dem Monitor. Anstatt in Selbstzweifeln zu baden, sollte er sich lieber ein Beispiel an ihr nehmen. Jenny hatte sich nie aufgegeben, selbst als es aussichtslos war. Und sie hatte bis zum Schluss an ihn geglaubt. Allein ihr hatte er es zu verdanken, dass er sich ganz der Arbeit an seinem ersten Manuskript widmen konnte. Sie hatte mit ihrem Beruf als Immobilienmaklerin für das finanzielle Polster gesorgt, nachdem er wieder einen seiner zahlreichen Jobs geschmissen hatte. Schon aus diesem Grund hatte er Angst davor, zu versagen. Er wollte sie nicht enttäuschen, wollte nicht, dass ihre Aufopferung und ihr unerschütterliches Vertrauen in ihn umsonst gewesen waren.

»Du fehlst mir«, flüsterte er, und es gelang ihm nur mit Mühe, eine Träne zu unterdrücken. Er holte tief Luft und schaltete den Computer aus. Heute würde er ohnehin keinen klaren Gedanken mehr fassen können. Ihm stand eher der Sinn danach, seinen gebeutelten Verstand zu betäuben.

Er sah auf die Uhr an der Wand seiner kleinen Zweizimmerwohnung, im Kölner Stadtteil Mülheim. Es war bereits nach sieben Uhr abends. Wenn er sich nicht beeilte, würde er zu spät zur Kunstausstellung seines besten und einzigen Freundes kommen.

KAPITEL 2

Die Ausstellung

Ralf Clemens war Grafiker und Maler und besaß die lässige Ausstrahlung eines Jazzmusikers. Der graue Trilby Hut, der fast schon eine Art Markenzeichen von ihm war, saß immer ein wenig schief auf seinem rundlichen Kopf. Er trug bevorzugt dunkle Hemden, die ihm stets eine Nummer zu groß waren und deren Saum ihm bis zu den Oberschenkeln reichte. Seine lockere Erscheinung stand in perfektem Einklang mit seinem Lebensstil. Im Grunde war es fast unmöglich, ihn nicht zu mögen. Ralf war einer jener Menschen, in dessen Gegenwart einem das Leben leichter vorkam. Seine natürliche Unbeschwertheit war ebenso ansteckend wie mitreißend. Eine von Ralfs zahlreichen Verflorenen hatte einmal behauptet, er strahle sogar im Schlaf eine gewisse Überlegenheit aus, als könne ihn nichts erschüttern. Dies spiegelte sich in seiner Beliebtheit wider. Bereits durch die breite Glasfront der Kunstgalerie Lempert, in der Kölner Innenstadt, war die Vielzahl der Gäste zu erkennen. Mark musste Ausschau nach seinem Freund halten, den er schließlich inmitten des Gedränges ausmachte. Als Ralf in erblickte, riss er sich von den anderen los und kam auf ihn zu.

»Hey, Mark«, begrüßte er ihn. »Freut mich echt, dass du gekommen bist.« Sein Lächeln war so zwanglos, dass es fast beiläufig wirkte.

»Du hast doch wohl nicht geglaubt, ich lasse mir die erste Kunstausstellung meines besten Freundes entgehen. Hier, zur Feier des Abends.« Mark reichte ihm einen Karton mit einer Flasche 18

Jahre altem Scotch. »Die ist halb so alt wie du, also behandle sie mit Respekt.«

»Wie ich sehe, hast du dir nicht die Mühe gemacht, das edle Stück einzutüten.«

»Ich bin davon ausgegangen, dass der Inhalt den heutigen Abend nicht überleben wird.«

»Aus dir spricht ein weiser Freund und Saufkumpan.« Sein Lächeln ging in ein Grinsen über. Er umarmte Mark. »Schön dich zu sehen, alter Freund. Hast dich ziemlich rar gemacht in letzter Zeit.«

»Ich habe an meinem neuen Buch gearbeitet.«

Ralf nickte verständnisvoll. »Die Muse soll man nicht warten lassen.«

Mark ließ seinen Blick beeindruckt durch den Raum der Galerie gleiten, der durch einige Trennwände unterteilt war, an denen Ralfs Werke effektiv beleuchtet wurden. Alles wirkte hell, modern und frisch renoviert. Viele der Leute hatten sich in kleineren Gruppen vor Ralfs Bildern versammelt, deren Motive eine gewaltige Tiefe vermittelten, sodass sie fast dreidimensional wirkten, je länger man sie betrachtete. Auf der rechten Seite hatte ein Cateringservice eine mannigfaltige Auswahl an kunstvoll gestalteten Canapés und Feinkosthäppchen aufgetischt, die bereits auf den ersten Blick ein beachtliches Budget verschlangen. In dieser Umgebung wirkten die Menschen in ihren Designeranzügen und Abendkleidern beinahe selbst wie Kunstwerke.

»Wundere dich nicht«, kämpfte Ralf gegen die vielen Stimmen an. »Die Mehrzahl der Leute sind Geschäftskunden von Pia.«

»Ist niemand von früher hier?«

»Nur sehr wenige.«

Mark nickte enttäuscht. Inmitten dieser Ansammlung von Fremden entdeckte er eine Frau im mittleren Alter, die geschäftig mit den Gästen diskutierte und sich immer wieder den Blazer ihres kirschroten Kostüms zurechtzog, während sie mit ausschweifender

Gestik ihren unaufhörlichen Redefluss untermauerte. Pia Lempert war die Inhaberin der Kunstgalerie, bei der Mark seit knapp drei Monaten unter Vertrag stand.

»Wie ich sehe, hält sich Pia mal wieder selbst für den Mittelpunkt. Immerhin kann man ihr nicht vorwerfen, sie hätte sich keine Mühe gegeben. Ich muss zugeben, ich bin beeindruckt. Sieht aus, als hättest du es geschafft. Ich gratuliere dir.«

Ralf schob sich seinen Hut etwas nach hinten und sah auf die Flasche in seiner Hand, wobei er fast den Eindruck von Verlegenheit erweckte. »Ich hol uns mal zwei Gläser, und dann vernichten wir dieses Baby hier.«

Mark beobachtete, wie er zwischen den Leuten in Richtung der aufgebauten Bar verschwand. Augenblicklich kam er sich vor wie ein Teilchen, das sich wieder außerhalb des Magnetfeldes befand und nun im Chaos versank. Angestrengt hielt er Ausschau nach bekannten Gesichtern. Kaum jemand aus ihrer alten Clique war anwesend. Anscheinend war Ralf ihnen zu kommerziell geworden. Viele in der Szene waren der Ansicht, dass Kunst in jeglicher Form nicht für die breite Masse bestimmt war, sondern nur elitären Kreisen zugänglich sein durfte, die sie auch zu deuten wussten. Nach Marks Empfinden beruhte dieser Standpunkt eher auf Neid und war für die meisten nur eine brauchbare Ausrede, mit der sie ihr Scheitern rechtfertigten. Es gab nur eine Gruppe von Leuten, die er als noch erbärmlicher einstufte. Nämlich diejenigen, die früher einmal diese Ansicht mit nahezu religiöser Inbrunst vertreten hatten und nun das Zepter des Kommerzes vor sich hertrugen, als müssten alle anderen davor niederknien. Ein Exemplar dieser Gattung sah er nun vor sich: Fabian Lüttger, seinerzeit Bildhauer, bekennender Minimalist und fanatischer Verfechter der These, das Wohlstand der sichere Tod jeglichen kreativen Denkens sei. Mittlerweile war er Schmuckdesigner für eine große Juwelierkette und hatte mit seiner Edelsteinkollektion ein kleines Vermögen verdient. Als Mark ihn

nun in seinem Maßanzug betrachtete, musste er feststellen, dass es wohl eher seine schlanke Statur war, die er dem Wohlstand geopfert hatte. Lüttger brachte es tatsächlich fertig, ihm ein beiläufiges Nicken zu offerieren, bevor er sich wieder dem Bildschirm seines Smartphones widmete.

»Darf ich Ihnen eine unserer Köstlichkeiten anbieten?«, fragte ein Mann in einer schwarzen Küchenschürze mit dem Aufdruck *artfood* und lächelte ihn freundlich an.

Mark betrachtete das Tablett, das der Mann ihm entgegenhielt, und auf dem sich eine Auswahl an kunstfertigen Teig- und Fleischhäppchen mit unterschiedlichen Pastetenfüllungen befand. Ein Drink wäre ihm lieber gewesen. »Vielleicht später«, lehnte er ab und beobachtete, wie die Servicekraft weiter durch die Reihen ging, wo das Angebot auf mehr Zuspruch stieß. Dabei fiel Mark ein älterer Mann auf, der etwas abseits der anderen stand und mit beiden Händen eine Flasche Bier umschlang, als wäre sie sein letzter Halt in dieser Welt. Die dunkle Farbe seines altmodischen Anzugs ließ sein rötliches, an den Seiten bereits ergrautes Haar wie ein Feuer leuchten, dessen Glut langsam zur Neige ging. Er wirkte dermaßen deplatziert, dass Mark ihm fast leidtat.

»Sie machen auf mich den Eindruck, als kämen Sie sich in dieser Runde verlorener vor als ich.«

»Was?«, sagte der Mann erschrocken, als hätte er ihn aus einem Traum geweckt.

»Sie gehören nicht zu Pia Lemperts Jüngern, hab ich recht?«

»Nein, so würde ich das sicher nicht sagen.« Der Mann lächelte bemüht. »Sind Sie auch wegen der Bilder hier?«

»Eigentlich hege ich die Hoffnung, mich mit deren Schöpfer zu betrinken.«

Der Mann betrachtete ihn irritiert.

»Ralf Clemens ist ein guter Freund von mir.«

»Verstehe. Einen Grund zum Feiern hätte Ihr Freund jedenfalls, denn wie ich höre, kommen seine Werke bei den Leuten gut an.«

Ein schrilles Lachen erklang von der Frau in dem roten Kostüm. Sie hob freudig ihr Sektglas, um mit zwei älteren Herren anzustoßen.

»Sieht ganz danach aus«, sagte Mark. »So ausgelassen habe ich Pia selten gesehen.«

Das Lächeln des alten Mannes warf tiefe Kerben um seine Mundwinkel herum. »Kennen Sie Frau Lempert persönlich?«

»Ich weiß zumindest genug von ihr, um sagen zu können, dass sie ein knallhartes Miststück ist. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen aber gerne mal einen groben Überblick verschaffen.« Mark deutete auf die Frau in dem roten Kostüm, um die herum sich die Leute versammelten wie Mücken ums Licht. »Pia Lempert, 32 Jahre, Inhaberin und Geschäftsführerin der Lempert Kunstgalerie, stets interessiert an neuen aufstrebenden Künstlern, die sie vermarkten und ausbeuten kann, bis ihr Talent ausgeschöpft ist und nichts mehr hergibt.«

Interessiert folgte der Mann Marks Hand, die ein wenig nach rechts schwenkte und auf eine weitere Person deutete.

»Sehen Sie diesen hochgewachsenen, etwas introvertiert wirkenden Kerl neben ihr, der auf bemühte Weise so tut, als wäre jedes Wort aus ihrem Mund eine verbale Offenbarung?«

Der Mann nickte stumm.

»Das ist Benedikt Meurer. Sie nennt ihn Benny, wie einen Hund. Offiziell ist er Pias Assistent und Marketingberater. Inoffiziell ist er nur ihr Laufbursche, der sich um den Papierkram kümmert. Denn wie ich ihr Ego kenne, würde sie niemals jemanden als gleichberechtigt neben sich dulden.«

»Interessant«, meinte der Mann. »Wissen Sie auch etwas über die Person, mit der er sich gerade unterhält?« Er deutete mit der Bierflasche in Richtung eines Mannes in mittlerem Alter, mit vollem dunklem Haar.

»Das ist David Kettner, millionenschwerer Unternehmer und selbsternannter Kunstkritiker«, klärte Mark ihn auf. »Investiert in alles, wovon er sich eine Wertsteigerung verspricht. Mittlerweile soll er eine beachtliche Sammlung haben. Betreibt im Internet ein Blog, wo er ziemlich selbstverliebt seine Auffassung von Kunst preisgibt.«

Der ältere Mann musterte Mark eingehender. »Man könnte glatt den Eindruck gewinnen, Sie halten nicht viel von der Kunstszene.«

»Das kommt vermutlich daher, weil ich selbst eine Art Künstler bin.«

»Hey«, meinte Ralf, der mit zwei halbvollen Whiskygläsern zu ihnen gestoßen war. »Wie ich sehe, hast du dich bereits mit Professor Petzold bekanntgemacht. Er war mein Dozent an der Kunsthochschule.«

»Sagen wir lieber, Sie waren einer meiner fähigeren Studenten.« Der Mann wandte sich wieder Mark zu und reichte ihm die Hand. »Dominik Petzold, Professor für bildende Kunst und Kunsttheorie«, stellte er sich vor. »Und nebenbei auch einer jener selbsternannten Kunstkritiker.«

Etwas zerknirscht erwiderte Mark seinen kräftigen Händedruck. »Mark Ritter, entmutigter Schriftsteller und notorischer Ins-Fettnäpchen-Treter.« Er zwang sich zu einem Lächeln. »Bitte entschuldigen sie meinen Sarkasmus, aber ich hatte einen äußerst miesen Tag. Normalerweise trinke ich erst ausreichend, bevor ich mich zum Affen mache.« Hastig griff er nach dem Glas, das Ralf ihm entgegenhielt, und nahm einen kräftigen Schluck.

»Es muss Ihnen nicht peinlich sein«, meinte Petzold amüsiert. »Das meiste, was Sie über Pia Lempert gesagt haben, trifft voll und ganz zu. Allerdings hat sie ein unbestreitbares Händchen, wenn es um vielversprechende Talente geht.«

»Das hat man von meiner Lektorin auch gesagt«, meinte Mark. »Mittlerweile werde ich von jemand anderem betreut.« Er sah

abwechselnd zu Ralf und dem Professor. Dann nahm er einen weiteren Schluck und leerte das Glas.

»Kenne ich irgendetwas von Ihnen?«

Mark machte eine abwehrende Geste. »Nichts für ungut, Herr Professor, aber ich glaube kaum, dass ein gebildeter Mann wie Sie zu meinen Büchern greift. In meinem Genre geht es bevorzugt um vordergründige Spannung. Tiefgreifendes werden Sie dort nicht finden, denn es hat keinen hohen Stellenwert.«

»Nun stell dich mal nicht in den eigenen Schatten«, sagte Ralf. »Deine Bücher sind anders. Ich halte dich für einen äußerst talentierten Autor.«

»Ja«, entgegnete Mark, »wenn äußerst talentiert für erfolglos steht, dann gebe ich dir recht.«

»Nun, Sie irren sich, wenn Sie der Ansicht sind, meine Lesegewohnheiten beschränken sich nur auf meinen Arbeitsbereich oder auf hochtrabende literarische Ergüsse«, sagte Petzold. »Nur weil man einen akademischen Titel hat, heißt das nicht, dass man gegenüber gängiger Unterhaltungsliteratur abgeneigt ist. Allerdings gebe ich Ihnen recht, dass viele Geschichten in Ihrem Bereich mitunter sehr trivial sind. Mir erschließt sich der Erfolg mancher Bücher jedenfalls nicht.«

Mark konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Das ist wie in der bildenden Kunst, Herr Professor«, stimmte er einen Vergleich an. »Der Name des Herstellers bestimmt den Preis, nicht zwingend die Qualität.«

»Nun, junger Mann, zum Glück gibt es Ausnahmen zu dieser Regel.«

»Das möchte ich meinen«, sagte Benedikt Meurer und stieß zu ihrer Runde. Die Haut in seinem Gesicht glänzte speckig und offenbarte einige Aknenarben aus einer Zeit, in der Mark ihn möglicherweise gemocht hätte. Der Rest seiner Erscheinung war makellos. Dunkelbrauner Anzug mit Weste. Manikürte Fingernägel.

Volles Haar, das er perfekt frisiert zur Schau trug. In der rechten Hand hielt er einen vergoldeten Kugelschreiber, der mit zwei Brillanten versehen war. Mit der anderen Hand schlug er Ralf anerkennend auf die Schulter, sodass ihm beinahe das Glas aus der Hand gefallen wäre. »Pia hat heute bereits fünf Ihrer Bilder verkauft. Ich komme mit dem Unterzeichnen der Verträge gar nicht hinterher. Das ist ein vielversprechender Anfang. Sie können es weit bringen.«

»Tja«, meinte Petzold ein wenig steif an Ralf gerichtet. »Dann kann ich Ihnen nur noch gratulieren.«

»Danke, Professor«, sagte er, fast ein wenig beschämt. »Aber Sie wissen, das ist in erster Linie Ihr Verdienst.«

»Ich habe Ihnen lediglich den Weg gezeigt. Gegangen sind Sie ihn alleine.«

Ralf atmete durch. Irgendwie schien ihm diese Unterhaltung unangenehm zu sein. »Das schreit nach einer weiteren Runde.«

»Nein danke«, sagte der Professor und leerte sein alkoholfreies Bier. »Für mich wird es langsam Zeit. Es hat mich sehr gefreut. Vielen Dank für die Einladung.«

»Wollen Sie nicht noch etwas bleiben? Es ist noch früh.«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Ich war schon immer jemand, der mit den Hühnern aufgestanden ist, wie Sie wissen. Und in meinem Alter braucht man seinen Rhythmus, sonst funktioniert man nicht mehr.« Er wandte sich Mark zu. »Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, junger Mann. Ich werde mir gleich morgen eines Ihrer Bücher kaufen. Sie haben mich neugierig gemacht, und ich muss zugeben, das passiert mir immer seltener.« Er verabschiedete sich von Benedikt und anschließend von Pia. Dann verschwand er in Richtung Ausgang.

»Ich mag den alten Kauz«, sagte Ralf. »War wie ein Vater für mich.«

Mark nickte zustimmend. Auch ihm war der Professor auf Anhieb sympathisch; nicht zuletzt, weil er einer der wenigen war,

die ihn noch als junger Mann ansprachen. »Wieso hast du ihn mir in all den Jahren nie vorgestellt?«

»Ich weiß ja auch nicht, wer dein Agent oder dein Lektor ist«, hielt Ralf dagegen. »Nach dem Studium habe ich den Professor lange aus den Augen verloren. Na ja, du weißt ja, wie das ist.«

Ja, das wusste Mark nur zu gut. Man vernachlässigte vieles, weil man zu sehr mit sich selbst beschäftigt war.

»Sie haben damals bereits als Grafiker gearbeitet, wenn ich Ihre Vita richtig im Kopf habe, nicht wahr?«, brachte sich Benedikt in die Unterhaltung ein.

»Ja«, bestätigte Ralf. »Aber ich habe die Malerei nie völlig aus den Augen verloren.«

»Und nun stehen wir hier und stoßen auf Ihre Zukunft an«, sagte Benedikt und grinste zufrieden. Dann verfinsterte sich seine Miene. »Dabei war uns aufgrund der schrecklichen Ereignisse zunächst überhaupt nicht danach, diese Veranstaltung durchzuziehen.«

»Welche schrecklichen Ereignisse?«, fragte Mark.

Benedikt verstaute den Kugelschreiber in der Innentasche seines Jacketts. »Es ist in allen Nachrichten. Sebastian Breuer, einer der erfolgreichsten Talente in der bildenden Kunst, wird wegen mehrfachen Mordes gesucht.«

»Der Name sagt mir nichts.«

»Mir schon«, meinte Ralf. »Breuer und ich haben in unserer Studienzeit ein paar Kurse zusammen belegt, unter anderem auch bei Professor Petzold. Ich kannte Breuer aber kaum, er war damals schon ziemlich zurückhaltend. Ein komischer Kauz. Es kam mir vor, als wollte er mit niemandem etwas zu tun haben.«

»Ja«, bestätigte Benedikt, »das ist bezeichnend für ihn. Und ein Albtraum für jeden PR-Berater. Er lebt und arbeitet völlig Abseits und verabscheut die Öffentlichkeit. Aber offenbar war sein merkwürdiges Verhalten nicht nur Fassade. Er soll vier Menschen getötet und aus ihren Körperteilen Skulpturen gebildet haben,

darunter auch drei seiner schärfsten Kritiker. Es scheint, als habe er völlig den Verstand verloren. In den Medien bezeichnet man ihn schon als ›Leichenkünstler‹. Die lesen offenbar zu viele schlechte Bücher.«

Mark warf ihm einen argwöhnischen Blick zu.

»Wie dem auch sei«, fuhr Benedikt fort, »das beweist mal wieder, wie dicht Genie und Wahnsinn beieinanderliegen. Für die Galerie, die Breuer vertritt, ist es allerdings ein Glücksfall. Die Anfragen nach seinen Werken steigen erheblich, ebenso die Preise dafür.«

Mark betrachtete stumm sein leeres Glas. Vielleicht sollte er auch ein paar Menschen umbringen, dann würden sich seine Bücher vermutlich besser verkaufen. Und anfangen würde er gleich hier mit Benedikt Meurer.

»Tja, dann gehe ich uns mal was zu trinken holen«, wechselte Ralf das Thema, während er verstohlen auf sein eigenes Glas schielte, aus dem er kaum getrunken hatte.

Benedikt winkte ab. »Danke, aber zwei Gläser Sekt reichen mir völlig. Wie es aussieht, ist Pia heute in Feierlaune, und ich muss den Chauffeur spielen.«

»Mark, du bleibst doch hoffentlich noch und feierst mit mir.«

»Da kannst du dir sicher sein.« Er hielt Ralf das leere Glas entgegen.

»Schon gut«, meinte der. »Bei dem Tempo, das du vorlegst, hole ich besser gleich die ganze Flasche.« Mit seiner typischen Unbeschwertheit begab er sich wieder in Richtung Bar.

»Wie läuft es mit Ihrem neuen Buch?«, fragte Benedikt.

»Leider steht es mehr, und zwar in den Regalen der Buchhändler.«

»Sie sollten mehr Werbung dafür machen. Glauben Sie mir, ohne eine vernünftige Marketingstrategie nimmt Sie heutzutage niemand mehr ernst.«

»Sagen Sie das meinem Verlag.«

»Vielleicht sollten Sie sich einen anderen suchen.«

»Was würde das an der Einstellung der Leute ändern?«

Er reichte Mark seine Karte. »Ich habe ihr erstes Buch gelesen und fand es sehr beeindruckend. Sie haben Talent. Aber damit allein werden Sie es nicht weit bringen.«

»Danke, aber ich habe bereits einen Agenten.«

»Den will ich Ihnen auch nicht streitig machen, denn er ist sicher um einiges kompetenter, was Verlage betrifft. Was Sie brauchen ist ein Berater in Sachen Marketing, und damit kenne ich mich bestens aus. Man muss auf sich aufmerksam machen, wenn man gehört werden will. Letztendlich ist nicht allein die Qualität einer Arbeit entscheidend, sondern wie sie von den Leuten wahrgenommen wird. Die Art der Vermarktung bestimmt den Erfolg. Und Erfolg ist letztendlich alles, was zählt. Also überlegen Sie nicht lange und rufen Sie mich an.«

»Bekomme ich dann auch so einen tollen Kugelschreiber?«, fragte Mark sarkastisch.

Der Klingelton seines iPhones löste Benedikts konfusen Gesichtsausdruck. »Melden Sie sich einfach«, sagte er. Dann nahm er den Anruf entgegen, während er zurück zu den anderen ging.

Quälend lange fünf Minuten verstrichen, in denen Mark beobachtete, wie Ralf immer wieder von Pia und ihrem Gefolge aufgehalten wurde und ihnen Rede und Antwort stehen musste, wobei er so natürlich und geduldig wirkte, als täte er dergleichen jeden Tag. Mark trat unruhig auf der Stelle. Es kam ihm plötzlich so vor, als starre ihn jeder an, in seiner verblichenen Jeans und dem blauen Kaufhaushemd. Die Hitze in dem Raum trug ihr Übriges zu seinem Unbehagen bei. Noch nie hatte er sich so intensiv nach einem Drink geseht.

»Sie sind also Mark Ritter, der Schriftsteller.«

Fast erschrocken drehte Mark sich um und erblickte eine Frau in einem kamelfarbenen Hosenanzug. Sie trug hochhackige Schuhe und dezentes Make-up, das die kleinen Fältchen um ihre Augenwinkel herum nicht verbarg. Unter normalen Umständen hätte Mark sie als durchaus attraktiv empfunden, doch in dieser Ansammlung von zur Schau getragener Eitelkeit, wirkte ihre durchschimmernde Natürlichkeit beinahe aufgesetzt.

»Ja, der bin ich.« Mark wischte sich über die Stirn und sah in Augen, die so blau waren, als wären sie hinterleuchtet.

»Bitte entschuldigen Sie, aber ich wurde vorhin unfreiwillig Zeuge Ihrer Unterhaltung.« Das in Leder gebundene Notizbuch fiel ihr aus der Hand, als sie es im Fach ihrer Handtasche verstauen wollte. »Wie ungeschickt von mir.« Als sie sich danach bückte, rutschte ihr das Handy aus der Innentasche ihrer Anzugjacke und fiel zu Boden. »Mist, verdammt!«

Mark war ihr behilflich. »Nicht Ihr Tag heute, wie es scheint.« Er reichte ihr das Handy. »Da geht es Ihnen wie mir.«

Sie lächelte peinlich berührt. Als sie sich wieder erhob, strich sie sich ihr dunkelblondes Haar hinters Ohr. »Ich lese gerade Ihr neues Buch und muss sagen, Ihr Freund hat recht, Sie sind sehr talentiert.«

Mark gab sich Mühe, ihr Lächeln zu erwidern. »Vielen Dank, das ist sehr nett von Ihnen.«

»Obwohl ich sagen muss, dass ich den Titel viel zu reißerisch finde.«

»Ursprünglich hieß das Buch *Die Kunst zu morden*. Doch der Titel erschien meinem Verlag nicht schlagkräftig genug.«

»Vielleicht sollten Sie sich wirklich einen anderen suchen.«

»Vielleicht sollte ich das.«

»Wissen Sie, ich habe selbst einmal mit dem Gedanken gespielt, ein Buch zu schreiben. Aber irgendwie hatte ich nie den Mut dazu.«

»Nun ja«, meinte Mark gequält, »es ist ja nicht so, als müsste man sich dafür aus einem Flugzeug stürzen.«

Sie lachte. »Da haben Sie natürlich recht. Ich meinte damit auch eher die Angst davor, nicht gut genug zu sein.«

»Ich versichere Ihnen, diese Angst hört nie auf, egal wie viele Bücher Sie schreiben. Letztendlich sind es immer andere, die darüber entscheiden.«

»Und wie gehen Sie mit dieser Angst um?«

Mark zögerte einen Moment. »Indem ich meine Arbeit mache, so gewissenhaft mir das möglich ist.«

»Wenn Sie das sagen, klingt es ganz einfach.«

»Das ist es sicher nicht.«

»Natürlich nicht, sonst könnte es ja jeder. Und genau das macht es zu etwas Besonderem.«

»Nicht mehr, als es einen Gärtner oder einen Friseur zu etwas Besonderem macht. Es ist nur einfach das, was ich am besten kann.«

Die Frau nickte anerkennend. »Sehr bescheiden. Das gefällt mir an einem Künstler.«

»Meine Bescheidenheit ist zwangsläufig die Folgeerscheinung davon, dass ich mir nicht einmal ein Auto leisten kann.«

Ein kurzes Piepen ihres Handys deutete den Eingang einer Nachricht an. »Bitte entschuldigen Sie mich, darauf muss ich antworten.« Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich weg.

Mark hielt verzweifelt Ausschau nach Ralf, der noch immer von einigen Leuten umlagert wurde. Als sich ihre Blicke trafen, machte Mark ein Zeichen in Richtung des Ausgangs. Sein Freund gab ihm durch ein Nicken zu verstehen, dass er begriffen hatte.

Draußen vor der Tür traf Mark auf David Kettner und eine junge Frau. Sie rauchten Zigaretten und waren auf die Displays ihrer Handys vertieft, während sie miteinander diskutierten.

»Wenn du mich fragst, werden Clemens Bilder ein wenig überschätzt«, meinte Kettner.

Die Frau nickte, ohne von ihrem Handy aufzusehen. »Sie sind modern und handwerklich sauber gearbeitet, aber sie bieten inhaltlich nicht viel Neues. Alles irgendwie schon da gewesen.«

Wie es aussah, unterschied sich die bildende Kunst nicht von der Literatur, was ihre Kritiker betraf. Scheinbar erhoffte man sich von jedem Künstler, dass er das Rad neu erfand, anstatt es auf seine Art zu interpretieren. Dennoch erschreckte es Mark immer wieder aufs Neue, wie nebensächlich heutzutage die kreative Arbeit eines anderen schlechtgeredet wurde.

Als die beiden Mark bemerkten, wechselten sie das Thema und sprachen über die weitere Gestaltung des Samstagabends. Offenbar hatten sie vor, noch durch die Innenstadt zu ziehen. Kurz darauf gingen sie zurück in den Ausstellungsraum, und Mark war endlich allein. Er zündete sich ebenfalls eine Zigarette an, und nahm einen tiefen Zug. Dann beobachtete er die Menschen auf der Straße, die sich von den Gezeiten der Großstadt treiben ließen, wie er es früher getan hatte.

Früher.

Ein Begriff, der für ihn aus einer anderen Zeitepoche stammte. Er gab Mark das Gefühl, ein Zeitreisender zu sein, der alles Gute zurückgelassen hatte und in einer Zukunft gestrandet war, mit der er nichts anzufangen wusste. Ein Fremder, der wie ein Stück Treibholz von der Strömung hinausgetragen, aber nirgendwo wirklich angespült wurde. All die Gefühle, die positive Energie, die ihn damals angetrieben hatte. Er schloss die Augen und versuchte, diese alten Empfindungen aufleben zu lassen. Es gelang ihm nicht.

»Hier hast du dich also versteckt«, erklang Ralfs Stimme neben ihm.

Mark öffnete die Augen, und der spärliche Kontakt zu seiner Vergangenheit riss ab.

»Entschuldige bitte, es hat ein wenig gedauert, bis ich diese *Kunstexperten* abgeschüttelt habe. Stell dir vor, einer von denen hat

mich doch tatsächlich gefragt, welchen Ursprung die versteckten neoklassizistischen Linien in meinen Werken hätten?« Ralf schüttelte den Kopf. »Die interpretieren in alles einen tieferen Sinn. Weshalb erfreuen sich diese Idioten nicht einfach daran?« Er öffnete die Flasche und schenkte ihnen beiden nach.

Mark trank einen großen Schluck und genoss die Wärme, die der Scotch in seinem Magen hinterließ. »Immerhin hast du Erfolg damit. Was beschwerst du dich?«

»Erfolg ist eine trügerische Sache, das muss ich dir ja nicht sagen. Aber deswegen musst du ihn mir ja nicht gleich schlechtreden.«

Mark betrachtete seinen Freund bestürzt. »Tut mir leid, wenn ich diesen Eindruck erwecke. Glaub mir, ich freue mich riesig für dich.«

»Und warum wirkst du dann auf mich wie ein verstoßener Hund?«

Mark zog ausweichend an seiner Zigarette. »Das da drin ist nicht meine Welt, Ralf. Tu mir bitte einen Gefallen und werd nicht wie die anderen da drin, die ihr gesamtes Leben in ihren Handys mit sich herumtragen und ohne die verdammten Dinger vermutlich nicht mal ihren eigenen Namen wüssten.«

»Keine Angst«, beruhigte ihn Ralf. »Ein paar unserer früheren Ideale werde ich mir bewahren.« Er betrachtete seinen Freund. »Was bedrückt dich wirklich?«

Mark seufzte. »Hast du mich je für einen naiven Menschen gehalten?«

»Du glaubst ja nicht mal an dich selbst, wie könntest du da naiv sein?«

»Wie konnte ich mir dann einreden, ein Schriftsteller sein?«

»Du *bist* ein Schriftsteller!«

»Ja, aber einer, der bald seine Miete nicht mehr bezahlen kann.«

»Was hast du erwartet? Aus dem Nichts heraus einen Bestseller zu schreiben und der neue Star am Thrillerhimmel zu werden?«

»Es geht mir nicht um Ruhm und Reichtum. Ich will einfach nur von meiner Arbeit leben können. Mehr Anspruch habe ich nicht.«

»Gutes braucht manchmal Zeit, um sich durchzusetzen, Mark. Die Leute haben immer was zu meckern, das liegt in ihrer Natur. Aber ich habe mich davon nicht unterkriegen lassen.«

»Immerhin hattest du jemanden, der dich dabei unterstützt hat.«

»Den hattest du auch.«

Mark nickte bedrückt. »Nächste Woche ist es zwei Jahre her, dass sie ...« Er spülte die restlichen Worte mit Scotch hinunter, in der Hoffnung, damit den Schmerz in seinem Magen zu ertränken, den sie dort verursachten.

»Kannst du dich noch an den Abend erinnern, an dem du mir Jenny vorgestellt hast?«, fragte Ralf.

»Wie könnte ich den vergessen«, meinte Mark. »Du hast ihr über die Handtasche gekotzt.«

Ralf lachte. »Ja, ich kam damals von einer Party und war ziemlich abgefüllt. Ich weiß noch, ich habe Jenny am nächsten Tag angerufen und mich bei ihr entschuldigt. Und natürlich wollte ich ihr die Tasche ersetzen. Aber sie sagte, das wäre nicht nötig. Wenn ich irgendwann berühmt wäre, würde sie die Tasche bei eBay verkaufen.« Erneutes Lachen. »War ein tolles Mädchen, deine Jenny.«

»Ja, das war sie.« Marks Lächeln erstarb. »Ich habe Angst, dass ich es ohne sie nicht schaffen werde.«

»Mir fehlt Jenny auch«, sagte Ralf und legte ihm tröstend den Arm um die Schulter. »Aber ich finde, es wird langsam Zeit, dass du dich wieder den Lebenden zuwendest.«

»Damit meinst du hoffentlich nicht diese Zombies da drin.«

»Ich meine, es ist an der Zeit, dass du wieder zu dir selbst findest. Du musst das Leben wieder zulassen, sonst bist du der Zombie.«

Mark lachte gezwungen auf. »Das Leben«, wiederholte er abfällig. »Es besteht nur aus einer Aneinanderreihung von Zufällen,

in denen man einen tieferen Sinn sucht. Jahrelang wirst du von etwas getrieben, von dem du annimmst, dass es dein Leben bestimmen wird. Du widmest dieser Sache deine ganze Kraft, kniest dich rein und vernachlässigst darüber alles andere. Und irgendwann sieht es tatsächlich so aus, als ob dein Traum wahr werden könnte, und du beginnst an Dinge wie Schicksal zu glauben, redest dir ein, alles richtig gemacht zu haben. Doch spätestens am Grab deiner Frau musst du feststellen, dass alles nur eine Illusion war, dass nichts von alledem je Bedeutung hatte und du jahrelang den falschen Dingen hinterhergejagt bist. Das Leben ist ein Miststück, Ralf! Und es schreibt grausamere Geschichten als ich.« Er atmete tief durch und leerte erneut sein Glas. »Es war gelogen, als ich sagte, ich hätte in letzter Zeit an meinem neuen Buch gearbeitet. Im Moment hasse ich das Schreiben. All die Zeit, die ich dafür geopfert habe. Zeit, die ich mit Jenny hätte verbringen müssen. Gott, ich wünschte, ich hätte nie damit angefangen!«

»Jennys Tod hat dich verbittert. Und das kann man dir nicht verübeln, denn er war nicht gerecht. Dennoch solltest du darüber nicht alles in Frage stellen. Glaub mir, ich kenne diese Art von Selbstzweifel sehr gut. Sie gehören zu unserem Beruf, der stets von der Gunst anderer abhängig ist.« Er füllte Marks Glas ein weiteres Mal auf. »Erinnerst du dich noch an unsere Maxime von damals?«

»Welche davon meinst du?«

Ralf baute sich auf und führte die Hand, mit der er die Flasche hielt, patriotisch vor die Brust. »Scheiß auf die Meinung anderer«, posaunte er hinaus. Dann hielt er inne und betrachtete Mark auffordernd.

Der lächelte gedrunken. »Wir bilden uns lieber unsere eigene«, vollendete er. »Das ist längst Vergangenheit, Ralf. Heutzutage bilden sich die Leute ihre Meinung lieber über das Internet. Dabei muss man nichts hinterfragen, das macht es wesentlich bequemer.«

Ralf lockerte seine Haltung wieder. »Vielleicht trifft das zu«, sagte er. »Aber ich rede nicht von anderen. Was ist aus dem Mark Ritter geworden, der damals durch die Kölner Innenstadt marschiert ist und gegen die Stumpfsinnigkeit anderer demonstriert hat?«

»Ich weiß nicht«, wiegelte er ab. »Vielleicht hat er sich angepasst.«

»Das glaube ich nicht, denn sonst wärst du wie die Leute da drin. Du hast diesen Weg nicht umsonst gewählt, alter Freund. Und du hast ihn dir sicher nicht ausgesucht, weil er der Bequemste ist. Also komm mir jetzt nicht auf die Mitleidstour, hörst du? Ich will ein wenig alten Kampfgeist sehen, Gefreiter Ritter!«

Mark drückte die Zigarette in dem Standaschenbecher aus. »Na schön. Und was schlägst du vor?«

»Lass uns eine Tour durch die Stadt machen, wie in den guten alten Zeiten.«

»Kannst du denn so einfach hier weg?«

»Da drin haben sich mittlerweile alle auf Pias Kosten durchgeschnorrt. Wie ich vernommen habe, wollen sie später noch ins Leonardo. Vielleicht sollten wir uns ihnen anschließen.«

»Ich fürchte, dass ich diesen Haufen introvertierter Lackaffen nicht länger ertrage.«

Ralf atmete durch. »Mark, es ist an der Zeit, endlich wieder nach vorne zu blicken. Du kannst dich nicht ewig in deiner Bude verkriechen und der Vergangenheit hinterher trauern. Ein Künstler braucht Inspiration, und die bekommt er dadurch, dass er lebt. Das schließt zwangsläufig Misserfolge und den Kontakt zu anderen Menschen mit ein. Also gib dir einen Ruck, und werde endlich wieder ein Teil dieser Welt, auch wenn sie nicht immer deinen Vorstellungen entspricht.«

Mark schwieg einen Moment nachdenklich. »Mal angenommen du hast recht«, räumte er ein, »dann steht dem im Wege, dass ich

mein heutiges Tagesbudget bereits in diese Flasche Scotch investiert habe.«

»Da mach dir mal keine Sorgen«, winkte Ralf ab. »Du hast doch gehört, Pia ist heute in Feierlaune. Und ich auch. Also lass uns einen draufmachen.«

»Ich weiß nicht.«

»Jetzt komm schon, es wird dir guttun. Und mir auch.« Er blickte benommen drein. »Ich habe gestern tatsächlich ein graues Haar bei mir entdeckt«, meinte er. »Ich bin jetzt in einem Alter, wo ich jede Gelegenheit nutzen muss.«

»Was soll ich da sagen? Ich bin immerhin zwei Jahre älter als du.«

»Genau aus dem Grund sollten wir beide losziehen und ein paar Bräute aufreißen, bevor wir es nicht mehr bringen.«

»Du bist unverbesserlich«, lachte Mark und nippte an seinem Glas.

»Nein, ich halte es nur ganz wie der Professor und stehe gerne mit den Hühnern auf. Zumindest, sofern sie stramme Titten haben.«

Mark prustete vor Lachen seinen Drink auf den Asphalt.

Am nächsten Tag sollte es eine der letzten Erinnerungen sein, die ihm von diesem verhängnisvollen Abend geblieben waren.

TEIL ZWEI

KAPITEL 3

Blackout

Das Tageslicht brannte in seinen Augen, als er sie aufschlug. Es kam ihm vor, als würde er aus einer unendlichen Leere erwachen. Alles um ihn herum erschien ihm grell und beängstigend. Die Blätter eines Baumes raschelten über ihm im Wind. Das Geräusch vermischte sich mit dem Plätschern von Wasser, das in einiger Entfernung an ihm vorbeirauschte. Dann hörte er Stimmen. Eine davon klang so nah, dass er aufschreckte.

Benommen blickte Mark in das Gesicht eines jungen Mannes mit grellroten Haaren. Er sah, wie sich seine gepiercten Lippen bewegten, doch seine Worte trafen mit Verzögerung bei ihm ein, als würde er einen Film sehen, dessen Tonspur nicht synchron lief.

»Alles klar?«, fragte die Stimme und lachte. »Hast dir wohl ziemlich den Rahmen verzogen, Alter.«

Mark kniff geblendet die Augen zusammen. »Wo ... wo bin ich?«, hörte er sich sagen.

»Zurück auf der Erde, Mann.«

Mark vernahm Gelächter. Er blickte sich um und erkannte eine Gruppe junger Leute, etwas abseits des Rothaarigen, vor einem asphaltierten Weg, inmitten von Grün. Dahinter sah Mark das Ufer eines Flusses.

Rheinpark, erhob sich ein Gedanke aus dem Dickicht seiner benebelten Erinnerung. Er befand sich im Kölner Rheinpark. Früher war er im Sommer oft mit Jenny hier gewesen. Aber wie war er hierhergekommen?

Langsam richtete er sich auf. Sein Kopf dröhnte, als würde eine Abrissbirne gegen das Innere seiner Schädeldecke hämmern, und sein Herz raste wie auf Speed. Er fühlte sich erschöpft und gleichzeitig völlig überdreht.

»Was ist passiert?«

»Keinen Schimmer, Mann. Aber du riechst, als hättest du mächtig einen draufgemacht. Allerdings solltest du deinen Rausch lieber woanders ausschlafen, bevor noch jemand die Bullen ruft.«

Mark erkannte einige Leute, die mit Kindern durch den Park liefen und ihm vorwurfsvolle Blicke zuwarfen, bevor sie sich wieder abwendeten. Der Rothaarige hielt ihm die Hand hin. Mark nahm sie dankbar an und ließ sich aufhelfen. Unsicher hielt er sich an den Beinen und verzog das Gesicht. Es war nicht nur sein Kopf, der schmerzte. Die Knöchel und Glieder seiner rechten Hand waren blau angeschwollen und Stirn und Wange pochten schmerzhaft. In seiner Nase und im Gesicht fühlte er geronnenes Blut. Als er an sich herabsah, entdeckte er dunkle verkrustete Flecken auf seinem Hemd.

»Scheiße Alter«, entfuhr es dem Rothaarigen bei seinem Anblick.

»Das muss ja ein höllischer Trip gewesen sein. Alles noch dran?«

Mark durchsuchte seine Taschen. Handy, Schlüssel, Geldbörse. Darin befand sich ein Zwanzig-Euro-Schein, der am Vortag noch nicht da gewesen war. Bis dahin reichte sein Gedächtnis immerhin zurück. »Ja, ich denke schon.«

»Wer hat dich so zugerichtet?«

»Keine Ahnung«, stammelte Mark. »Ich ... ich kann mich an nichts erinnern.«

»Weißt du noch, wo du wohnst?«

»Mülheim.«

»Du solltest dir besser ein Taxi rufen. In der Stadtbahn dürftest du in deinem Zustand einiges Aufsehen erregen.«

Mark nickte verwirrt. »Ja, mach ich.« Er sah auf die Uhr. Es war kurz vor zehn.

»Ist wirklich alles klar?«

Nein, nichts war klar. Die letzte Nacht war ein undurchsichtiger Schleier aus finsterner Dunkelheit. »Ja, es geht schon wieder, danke.«

»Keine Ursache, Alter.« Der Rothaarige gab Mark einen Klaps auf die Schulter, wodurch er erneut ins Wanken geriet. »Kann den Besten von uns passieren.« Dann ging er zurück zu den anderen, die ihn lachend empfangen.

Mark setzte sich auf eine Bank in der Nähe. Vorbeigehende Parkbesucher warfen ihm verstohlene Blicke zu. Er musste auf sie wirken wie jemand, der sein Leben nicht unter Kontrolle hatte. Und im Grunde traf das sogar zu. Er fühlte sich so elend, dass es ihn schüttelte. Sein Kopf schien jeden Moment zu explodieren, und sein Atem roch nach Erbrochenem. So gesehen konnte er es als Vorteil auslegen, dass seine Bücher sich nicht besser verkauften. Das schloss zumindest aus, dass ihn in diesem Zustand jemand erkannte.

Er machte die Augen zu und durchsuchte seine Erinnerung. Doch er fand nur bruchstückhafte Bilder des vorherigen Abends. Die Ausstellung, die Leute, Ralf ... Er konnte sich noch vage daran erinnern, wie er mit ihm und einigen anderen losgezogen war. Der Rest war Schwärze. Undurchdringlich. Konturlos. Es war, als wäre die letzte Nacht völlig aus seinem Gedächtnis ausradiert.

Er sah auf seine geschwollene Hand herab, auf das Blut an seiner Kleidung. Manchmal war es besser, sich an nichts erinnern zu können.

Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte mit zitternden Fingern die gespeicherte Nummer des Taxidienstes.

Nachdem er die Fahrt bezahlt und die mitleidigen Blicke des Fahrers ertragen hatte, war er froh darüber, keinem seiner Nachbarn im Treppenhaus zu begegnen. Als er seine Wohnung im dritten Stock betrat, hatten seine Kopfschmerzen eine migräneartige Ebene erreicht. Er warf die Schlüssel auf die alte Kommode und ging durch

den kurzen Flur in Richtung Wohnraum, dem sich die kleine Küche anschloss. Dort genehmigte er sich zwei Aspirin, die er mit einer halben Flasche Wasser herunterspülte. Anschließend entsorgte er seine verdreckte Kleidung im Wäscheimer und ging ins Badezimmer. Der Anblick seines Spiegelbilds hätte ihm beinahe einen Schock versetzt. Die braunen Haare waren strohig und wirr, seine Stirn war leicht angeschwollen. Auch an seinem Oberkörper entdeckte er etliche blaue Flecken, und die Knöchel der rechten Hand wiesen verkrustete Stellen auf. Das könnte immerhin das Blut an seinem Hemd erklären.

Nach einer ausgiebigen Dusche fühlte er sich besser. Klarer. Dennoch war er weit davon entfernt, zur Höchstform aufzulaufen. Eigentlich wäre es dringend an der Zeit gewesen, das Chaos in seiner Wohnung zu beseitigen. Es lag mindestens vier Wochen zurück, dass er hier aufgeräumt hatte. Doch er fühlte sich außerstande, etwas Sinnvolles zu tun. Mehrmals startete er den Versuch, Ralf zu erreichen, um vielleicht ein wenig Licht in das Dunkel des vergangenen Abends zu bringen. Doch bei seinem Handyanschluss schaltete sich nur die Mailbox ein. Vermutlich schlief er selbst noch seinen Rausch aus. Sie hatten gefeiert und einen über den Durst getrunken, so wie schon unzählige Male zuvor. Was sollte schon passiert sein, außer, dass er sich zum Narren gemacht hatte. Damit konnte er leben. Also beschloss Mark, den Tag auf der Couch zu verbringen und schaltete den Fernseher ein. Das Programm um diese Zeit entsprach seinem Gemütszustand. Es erforderte nicht viel Aufmerksamkeit und verschaffte ihm kürzere Schlafphasen, aus denen er immer wieder hochschreckte. Eine dieser Phasen wurde schließlich durch die Stimme eines Nachrichtensprechers unterbrochen:

... haben zwei Spaziergänger in den Morgenstunden die Leiche eines Mannes gefunden. Wie die Polizei nun mitteilte, handelt es sich dabei um den bekannten Kölner Unternehmer und Kunstsammler David Kettner. Die zuständigen Ermittler bestätigten, dass es sich

um ein Verbrechen handelt. Ersten Stellungnahmen zufolge vermutet man einen Zusammenhang mit der Kölner Kunstszene, in deren Kreisen Kettner sehr aktiv war. Er galt dort als Förderer junger Talente, war aber durch seine unverfrorene Art der Kritik nicht ganz unumstritten. Man warf ihm vor, nicht unvoreingenommen zu sein und eigene finanzielle Interessen zu verfolgen. Seine beachtliche Kunstsammlung wird auf mehrere Millionen Euro geschätzt ...

Mark war hellwach. Wie gelähmt starrte er auf den Bildschirm. Schließlich sprang er auf und stürzte an seinen Rechner. Die Meldungen im Internet bestätigten, was er gerade gehört hatte. David Kettner war tot. Seine Leiche war neben dem Gelände des Mühlheimer Hafens gefunden worden. *In unmittelbarer Nähe des Rheinparks*, dachte Mark, und sein beschleunigter Puls baute einen unangenehmen Druck auf, der seine Kopfschmerzen wieder anstachelte. Er rannte ins Bad und durchwühlte die Wäschebox, bis er das Hemd gefunden hatte. Wie versteinert starrte er auf die dunklen Flecken darauf, und unwillkürlich stellte sich ihm eine entscheidende Frage: Was, wenn es nicht sein eigenes Blut war?

Die nächsten Minuten verbrachte er damit, die verblichenen Bilder in seinem Kopf aufzurufen, die in seiner Erinnerung verblieben waren. Er sah Kettner neben Benedikt Meurer auf der Ausstellung. Kurz darauf vor der Galerie, wie er sich mit einer jungen Frau unterhielt. Hatte er ihn danach noch einmal gesehen? War Kettner anschließend auch mit ihnen in die Stadt gegangen? So sehr er sich auch bemühte, er fand keine Antworten darauf. Es war, als hätte sich alles Anschließende in einem anderen Lichtspektrum ereignet, das er ebenso wenig wahrnehmen konnte wie Infrarotstrahlen.

Er musste das Hemd loswerden. Wenn sich darauf tatsächlich Kettners Blut befand, würde ihn das in ziemliche Schwierigkeiten bringen. Aber zuerst musste er herausfinden, was letzte Nacht geschehen war. Er warf das Hemd zurück in den Wäscheimer und

versuchte ein weiteres Mal, Ralf über das Telefon zu erreichen. *Komm schon, geh ran!* Doch erneut meldete sich nur die Mailbox.

Mark warf den Bademantel beiseite und zog sich an. Im Flur angekommen, betrachtete er den Schlüsselbund auf der Kommode. Daran befand sich ein Zweitschlüssel zu Ralfs Wohnung. Es war schon öfter vorgekommen, dass Ralf sich ausgesperrt hatte. Daher hatte er Mark gebeten, einen Ersatzschlüssel für ihn aufzubewahren. Im Gegenzug hatte Mark ihm seinen ausgehändigt. Ein stiller Vertrauensbeweis unter Freunden, der ihm nun möglicherweise dabei half, der Sache auf den Grund zu gehen.

KAPITEL 4

Chaos

Ralfs Wohnung befand sich im selben Stadtteil, in der unteren Etage eines dreistöckigen Mietshauses in der Kirchgasse. In einer Parkbucht davor entdeckte Mark das Auto von Ralf, einen alten VW-Polo, den er schon gefahren hatte, als sie sich kennenlernten. Im Flur der Wohnung brannte Licht. Als Mark eintrat, fiel ihm sofort der leere Schlüsselkasten an der Wand neben der Tür auf. Aus einem der hinteren Zimmer drang gedämpfte Musik.

»Ralf?«

Keine Reaktion.

Er ging weiter den Flur entlang und warf im Vorbeigehen einen Blick ins Schlafzimmer. Auch dort brannte Licht. Der Kleiderschrank stand offen. Auf dem Bett, das nicht den Anschein erweckte, als hätte in der Nacht jemand darin geschlafen, lagen einige von Ralfs Hemden aufgereiht. Von ihm selbst keine Spur. Auch in der Küche befand sich niemand. Ralf fiel jedoch das fehlende Messer in dem Holzblock neben der Spüle auf. Er näherte sich dem Wohnzimmer, wo die Musik am lautesten war. Der Raum war verdunkelt. Die Anzeige der Stereoanlage leuchtete und verwies auf einen lokalen Radiosender. Ralf hörte fast immer Musik, wenn er arbeitete. Es half ihm, sich zu fokussieren, wie er es nannte.

»Ralf? Bist du da? Ich bin's, Mark!«

Der Wohnbereich war durch einen offenen Durchgang mit dem Arbeitszimmer verbunden, durch den helles Tageslicht einfiel, das einen Korridor aus Konturen erschuf, die sich aus der Dunkelheit

erhoben. Die Musik wurde von der Erkennungsmelodie einer Nachrichtensendung unterbrochen. Es war Punkt zwölf Uhr.

Mark betrat den Wohnraum und tastete nach dem Lichtschalter, als der Schatten einer Gestalt vor ihm auftauchte und er etwas auf sich zukommen sah, das im einfallenden Gegenlicht die konische Form eines Messers hatte.

Der Schock wich augenblicklich Instinkt. Mark machte einen Schritt zurück und spürte den Luftzug der Klinge, die an seinem Hals vorbeifuhr. Kurz darauf traf ihn ein Schlag, als er einen weiteren Angriff abblockte. Erst jetzt begriff er, was hier passierte. Jemand versuchte tatsächlich, ihn umzubringen.

Er packte den Arm des Schattens und hielt mit aller Kraft dagegen. »Warten Sie!«, schrie Mark mit einer Stimme, die zwei Oktaven höher klang als gewöhnlich. »Sie müssen das nicht tun! Ich kann mich an nichts erinnern! Hören Sie? Was auch immer letzte Nacht geschehen ist, ich kann mich an nichts ...«

Der Schatten befreite sich aus Marks Griff. Erneut stieß das Messer auf ihn herab und traf ihn an der Brust. Mark spürte nichts, war voller Adrenalin. Ohne zu überlegen stürmte er nach vorn und stemmte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen den Angreifer. Der torkelte zurück, verlor das Gleichgewicht und riss Mark rücklings mit sich in den Raum. Die Kante des schweren Couchtisches bremste abrupt ihren Fall. Mark presste es die Luft aus den Lungen, als er herumgeschleudert wurde und hart mit dem Rücken auf den Boden schlug. Das Poltern von Gegenständen ertönte, und etwas Metallisches schlitterte über das Parkett.

Das Messer!

Augenblicklich spürte Mark das Gewicht des Angreifers auf sich, dessen Hände seinen Hals umklammerten. Das Leder der Handschuhe knirschte wie frischer Schnee, als die Finger seinen Kehlkopf zu zerquetschen drohten.

Mark wehrte sich weiter, doch er spürte, wie sich das Blut in seinem Kopf staute und seine Sinne schwanden, während grelle Punkte vor seinen Augen explodierten. Über ihm schwebten die schattenhaften Umrisse eines Kopfes, der vor dem schwachen Gegenlicht seltsam deformiert erschien. Marks Hände streiften über den Boden, tasteten verzweifelt nach etwas, das ihm als Waffe dienen konnte. Seine Arme wurden schwerer, seine Gedanken träge, und schließlich traf ihn die Gewissheit mit der Präzision eines Scharfschützen: Er würde hier sterben! Und er würde nicht einmal den Grund dafür erfahren.

Dann spürten seine Finger einen harten Gegenstand am Boden. Es gelang ihm, ihn mit den Kuppen näher zu ziehen, doch seine Kraft reichte nicht mehr aus, um ihn zu greifen. Die Geräusche um ihn herum verstummten - das Keuchen seines Angreifers, sein eigenes Röcheln, die Stimme im Radio -, und seine Wahrnehmung verschwamm mehr und mehr mit der Dunkelheit, in die er eintauchte.

Kurz bevor er das Bewusstsein verlor, ging ein Ruck durch seinen Angreifer, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen. Augenblicklich löste sich der Griff um Marks Hals.

Wie ein Ertrinkender, der an die Oberfläche zurückgekehrt war, sog Mark Luft in seine brennende Lunge. Der Sauerstoff bescherte ihm die nötige Kraft, um den Gegenstand zu greifen und ihn so fest er konnte an den Kopf seines Angreifers zu schlagen. Ein dumpfer Aufschrei ertönte. Beinahe panisch hielt der Schatten seine Hände an den Kopf, bevor er endgültig von Mark abließ und sich wegrollte.

Keuchend rang Mark nach Luft. Es fühlte sich an, als würde er durch einen Strohhalm atmen. Die Dunkelheit schien dabei im Rhythmus seines Herzschlags zu pulsieren wie eine zähe, schwarze Masse. Hustend kroch er über den Boden, versuchte sich aufzurichten. Doch seine Muskeln gehorchen ihm nicht, waren taub und schwer. Selbst die Dunkelheit schien sich zu drehen. Er konnte

noch Schritte hören, die sich schnell entfernten. Dann sackte er bäuchlings zu Boden und verlor das Bewusstsein.

Bilder tauchten vor ihm auf. Zunächst diffus und verschwommen, als müssten sie sich erst vom Schmutz der Dunkelheit befreien, aus der sie aufstiegen. Er sah Jenny, die ihn umarmte und einen Freudentanz aufführte; ihre glatten Haare, die sich im Takt ihrer Schritte bewegten. Er sah ihre großen braunen Augen, die ihn voller Hoffnung und Stolz betrachteten. Augen, die bald verblassen sollten. Es waren Bilder, die ihn in den letzten Monaten immer wieder in seinen Träumen heimgesucht hatten. Bilder des Glücks. Selbst jetzt, als der Verstand in seinem geschundenen Körper beschlossen hatte, sich der Realität für kurze Zeit zu entziehen, um ihr dadurch den Schrecken zu nehmen, tauchten diese Bilder aus den Tiefen seiner Erinnerung auf und betraten die Bühne seines Unterbewusstseins. Es waren Bilder jenes milden Frühlingsabends, an dem er sich eingeredet hatte, er hätte seinen Platz im Leben endlich gefunden.

Jenny und er hatten zur Feier des Tages eine Flasche teuren Merlot getrunken. Mark stand im Bademantel auf dem Balkon ihres Apartments und ließ seinen leicht getrübten Blick über das nächtliche Köln gleiten. Jenny schlief bereits. In letzter Zeit fühlte sie sich häufig erschöpft. Der Wein hatte sein Übriges getan, und nachdem sie sich geliebt hatten, war sie mit einem Lächeln eingeschlafen. Überhaupt waren die letzten sechs Wochen eine aufregende und glückliche Zeit gewesen. So lange war es her, dass Marks Agent sein Manuskript den Verlagen angeboten hatte, und bereits kurz darauf waren die ersten Angebote eingetroffen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Mark sich nie Gedanken um Tantiemen oder um garantierte Vorabsummen gemacht. Es war ihm lediglich wichtig gewesen, in einem guten Verlag unterzukommen. Und nun überboten sich die größten von ihnen für die Rechte an seinem Buch. Er war sich vorgekommen wie in einem Märchen, auf dessen Happyend er

zusteuerte. Immer wieder musste er sich von Jenny bestätigen lassen, dass dies tatsächlich passierte, dass es sich nicht um einen seiner Tagträume handelte. Und immer wieder hatte sie ihn mit ihren strahlenden Augen angesehen und ihm versichert, dass sie nicht einen Moment daran gezweifelt hatte.

»Ich habe es gewusst«, hatte sie gesagt. »Ich habe so fest daran geglaubt, und nun wird es wahr. Ich bin so unendlich stolz auf dich!«

Er stand auf dem Balkon ihrer gemeinsamen Wohnung, umspült von der ungewöhnlich milden Luft an diesem Aprilabend, und begann allmählich selbst daran zu glauben, was er nie für möglich gehalten hatte. Auf dem Tisch im Wohnzimmer lagen zwei Verträge, die er unterzeichnet hatte, und die ihm ein garantiertes Vorabhonorar bescheinigten, für das er sich umgerechnet fünf Jahre in einem seiner zahlreichen verhassten Jobs hätte versklaven müssen. Und während er dies realisierte, schweifte sein Blick über die Stadt bis hin zum Dom, dessen Beleuchtung ihn effektiv erstrahlen ließ. Er versuchte, diesen Moment festzuhalten, ihn für alle Ewigkeit in sich aufzunehmen, indem er sich in Gedanken immer wieder sein Glück vor Augen hielt, es herunterbetete wie den Refrain eines Liedes, das ihm nicht mehr aus dem Kopf ging:

Mein Name ist Mark Ritter, und ich bin Schriftsteller! Ich werde nie wieder etwas tun müssen, das ich hasse! Ich werde nie wieder für jemanden arbeiten müssen, den ich verachte! Ich werde mich nie wieder wie ein Gefangener fühlen!

Er schloss die Augen, nahm die warme Luft in seine Lunge auf, bis sie schmerzte, und spürte die Energie, die ihn belebte wie eine Droge. Dann breitete er die Arme aus und fühlte sich so frei wie noch nie zuvor in seinem Leben ...

Mark schlug die Augen auf. Die Bilder des Glücks verblassten, und zum zweiten Mal an diesem Tag hatte er das Gefühl, aus einer unendlichen Leere zu erwachen. Doch in diesem Fall wurde sie

blitzartig mit Erinnerung aufgefüllt, die ihn packte und ihm einen Stoß versetzte.

Augenblicklich schreckte er hoch. Die Dunkelheit hauchte der Panik neues Leben ein. Noch immer glaubte er, die Hände an seinem Hals zu spüren. Instinktiv schlug er um sich, doch er verdrängte nur Luft, bis er realisierte, dass es Einbildung war, ein Relikt seiner Todesangst. Im Radio hatte wieder Musik eingesetzt, und Revolverheld sangen von Jugenderinnerungen in der Kneipe an der Ecke. Die Leuchtziffern der Uhr daneben zeigten 12:15 an. Er war nur wenige Minuten ohne Bewusstsein gewesen. Hektisch zog er sein Handy aus der Hosentasche. Wie eine Lampe hielt er das leuchtende Display vor sich und kroch durch den Raum, bis er an eine Wand stieß. Dann stemmte er sich an der Fensterbank darüber hoch, ergriff den Rollladengurt und zog ihn mit dem Gewicht seines Körpers nach unten. Erlösende Helligkeit durchflutete den Raum, dessen Winkel seine Augen panisch durchsuchten.

Kein Schatten. Kein Angreifer. Keine bösen Geister.

Er war allein.

Erleichtert atmete er aus, wobei er ein asthmatisches Geräusch erzeugte. Sein Hals brannte wie Feuer und jedes Schlucken schmerzte. Mit Mühe stemmte er sich auf die Beine und ging zu dem Mediaboard an der hinteren Wand, auf dem neben einem Flachbildfernseher die Stereoanlage stand. Wohltuende Stille setzte ein, als das Radio verstummte. Er betätigte sämtliche Lichtschalter und öffnete alle Rollos. Im Flur verriegelte er mit zitternden Fingern das Schloss der Wohnungstür und ließ den Schlüssel von innen stecken. Erst jetzt fühlte er sich einigermaßen sicher. Langsam beruhigte er sich und konnte klarer denken.

Man hatte versucht, ihn umzubringen. Weshalb sollte jemand so etwas tun?

Zurück im Wohnraum angekommen, betrachtete er die Spuren des Kampfes. Der schwere Tisch war verschoben und stand schräg

zu ihm wie ein vom Kurs abgekommenes Schiff, das durch den Aufprall einen Teil seiner Fracht über den Boden verteilt hatte. Darunter ein Karton mit einem Restkontingent an Einladungen für die Vernissage und die Fernbedienung für die Stereoanlage, die ihm vermutlich das Leben gerettet hatte. Der Deckel des Batteriefachs war durch den Schlag abgefallen und beide Batterien lagen auf der Teppichbrücke unter dem Tisch.

Mark sah sich weiter um. Ralf hatte nicht viele Möbel, aber soweit er erkennen konnte, stand alles Übrige an seinem Platz und entsprach Ralfs ausgeprägtem Ordnungssinn. Auf dem Boden vor dem Durchgang, neben einem Hochregal voller Fachbücher für Grafikdesign und Kunst, entdeckte er das fehlende Messer aus der Küche, mit dem der Angreifer auf ihn losgegangen war. Er sah an sich herab und entdeckte die Einstichstelle an der Brusttasche seines Hemdes. Noch immer zitterten seine Finger, als er die volle Schachtel Zigaretten daraus hervorzog, die er sich auf dem Weg hierher besorgt hatte. Tabak krümelte aus dem Riss, den das Messer in der Packung hinterlassen hatte, unmittelbar über dem Warnhinweis: »Raucher sterben früher.«

Wie in Trance ging er langsam weiter auf den Durchgang zu. Als er das kleine Atelier dahinter betrat, erstarrte er vollends.

Das Licht der Mittagssonne, das durch die beiden großen Fenster einfiel, offenbarte das blanke Chaos. Von den zwei Staffeleien, die neben dem großen Fenster standen, lag eine zertrümmert am Boden. Auf der anderen befand sich eine an vier Stellen durchschnittene Leinwand, als hätte jemand ihm Wahn darauf eingestochen, nachdem er versucht hatte, darauf etwas zu malen. Jemand, der offensichtlich nicht sehr inspiriert gewesen war, denn es waren nur Linien darauf zu erkennen. Zuerst noch schwungvoll und leicht, als würden sie abstrakte Konturen andeuten. Dann wurden sie härter und rissen ab; schnelle, hektische Striche, die von Wut und

Verzweiflung zeugten, als wäre der Künstler mit der Umsetzung seiner Vision überfordert gewesen. Davon zeugten auch die Pinsel und Farbkartuschen, die über den Boden verteilt lagen, und die jemand in blinder Wut aus dem Metallregal gefegt hatte, in dem sie normalerweise platziert waren. Eine der Kartuschen war regelrecht an der Wand zerplatzt und hatte dort und auf dem Schreibtisch darunter rote Farbe wie riesige Blutspritzer verteilt, die noch immer feucht glänzten.

Was ist hier nur passiert?, fragte sich Mark. Allmählich bekam er eine Vorstellung davon, was es bedeutete, seinen Verstand zu verlieren. Was er hier sah, ließ jedenfalls keinen Zweifel an der Entschlossenheit seines Angreifers aufkommen. Aber wieso hatte er dann plötzlich von ihm abgelassen? Er konnte den Angreifer nicht allzu schwer verletzt haben. Wenn der Mann wirklich entschlossen gewesen war, ihn zu töten, weshalb war er dann aufgrund dieser geringfügigen Verletzung von seinem Vorhaben abgewichen und hatte fluchtartig die Wohnung verlassen?

Unwillkürlich setzte sein Autorendenken ein, mit dem er es gewohnt war, Situationen auf ihre möglichen Motive hin zu durchleuchten. Er sah den Schatten des Kopfes vor sich und dessen unförmige Konturen, spürte erneut das Leder der Handschuhe an seinem Hals. Kurz darauf ging er zurück in den Wohnraum und betrachtete die Fernbedienung genauer. Er musste dem Angreifer damit eine Platzwunde zugefügt haben, denn an der unteren Kante des Gehäuses war etwas Blut zu erkennen. Mark suchte nach weiteren Spuren, wurde jedoch nicht fündig. Dafür stieß er auf etwas anderes, das er bisher übersehen hatte, da es hinter den kleinen Beistelltisch am oberen Ende der Couch gefallen war. Bei dem Anblick zog sich sein Magen steinhart zusammen.

Vor ihm, auf dem Boden, lag ein grauer Trilby Hut.

Mark saß auf der Couch und betrachtete seit gut fünf Minuten den Hut in seiner Hand, der dem Angreifer bei dem Handgemenge vom Kopf gerutscht sein musste. Es mochte Tausende solcher Hüte geben. Aber keinen zweiten wie diesen. Sein Blick fiel auf die Initialen, die in die Hutkrempe eingenäht waren und die auch unter jedem Bild seines besten Freundes prangten: RC - Ralf Clemens.

Mark fuhr sich erschöpft über die Stirn und überlegte angestrengt, was er jetzt tun sollte. Immerhin gab es einen Toten, dessen Blut womöglich an seinem Hemd klebte. Und sein bester Freund war verschwunden. Er musste herausfinden, was letzte Nacht geschehen war, denn zweifelsohne hing all das damit zusammen. Ohne ein plausibles Alibi dürfte es schwer für ihn werden, einen Ermittler davon zu überzeugen, nichts mit alledem zu tun zu haben. Zumal er dies selbst nicht ausschließen konnte, was das drückende Gefühl in seinem Magen verstärkte. Erneut sah er auf den Hut herab, dachte an die aufgereihten Kleidungsstücke auf Ralfs Bett. Hatte er womöglich etwas mit der Sache zu tun und wollte untertauchen?

Ralf war seit mehr als zehn Jahren sein bester Freund. Wie konnte er auch nur eine Sekunde lang so etwas denken?

Ihm fiel die Visitenkarte ein, die Benedikt Meurer ihm auf der Ausstellung gegeben hatte. Einer der wenigen klaren Momente, die ihm vom vorherigen Abend in Erinnerung geblieben waren. Hektisch fischte er die Karte aus seiner Brieftasche und tippte die Nummer in sein Handy. Er war fast überrascht, als Benedikt sich tatsächlich meldete.

»Hier ist Mark Ritter«, erwiderte er mit heiserer Stimme.

Am anderen Ende herrschte eisige Stille.

»Herr Meurer?«, fragte er vorsichtig nach.

»Was wollen Sie?«

Die Antwort darauf, wer David Kettner ermordet hat, wäre ein guter Anfang. »Ich brauche Ihre Hilfe. Ich muss wissen, was letzte Nacht passiert ist.«

Ein Schnaufen war zu hören. Fast hörte es sich erleichtert an. »Sie haben vielleicht Nerven, mich deswegen anzurufen, nach der Nummer, die Sie abgezogen haben«, erklang es bitter. »Mir war zwar nach unserem Gespräch auf der Ausstellung bereits klar, dass Sie nicht zu den umgänglichsten Menschen gehören, aber mit einem solchen Ausmaß an Instabilität hatte selbst ich nicht gerechnet.«

»Hören Sie«, sagte Mark, der einen winzigen Funken Hoffnung verspürte, die Lücke in seiner Erinnerung bald schließen zu können, »genau deswegen muss ich dringend mit Ihnen sprechen.«

»Was gibt es da noch zu besprechen? Sie haben Ihren Standpunkt ziemlich schlagkräftig dargelegt, wie ich finde. Bilden Sie sich ja nicht ein, sich jetzt aus dieser Sache einfach rausreden zu können.«

»Das habe ich ganz sicher nicht vor. Ich möchte nur etwas Klarheit bekommen.«

»Klarheit?«, höhnte Benedikt. »Ihre Argumente hätten nicht klarer ausfallen können.«

»Ich meine damit auch eher Klarheit für mich. Ich kann mich an nichts erinnern.«

Ein weiteres Schnaufen. »Das wundert mich nicht, so abgefüllt, wie Sie waren.« Nach einigen Sekunden des Schweigens lenkte er schließlich ein. »Na schön«, meinte er, »aber glauben Sie ja nicht, das würde etwas ändern. Pia will rechtliche Schritte gegen Sie einleiten, und ich habe nicht vor, sie davon abzuhalten.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»In der Galerie. Heute ist zwar Sonntag, aber wir haben alle Hände voll zu tun, den Schaden zu begrenzen, den Sie angerichtet haben. Kommen Sie in einer Stunde hier vorbei. Bis dahin habe ich Pia hoffentlich dazu überredet, Ihnen die Tür zu öffnen.«